

ihm zum Hinterschlage nach Erfurt gehen wollten, in den Fugen begraben. Stundenlang hatte sie am Strande gestanden; sie konnte das Schreckliche nicht fassen; erst als sie den leblosen Körper Johanns vor sich sah, als sie das blinde Jünglingshaupt auf ihren Schoß bettete, erst da kam Leben in ihre barge Gestalt, kamen Tränen in ihre trübenden Augen.

Auch dieses Opfer hatte sie bringen müssen. Zulänglich in der Fremde gesprochen, in Polen bestattet, Johann ertrank in der Räte seiner Jahre, vielleicht, ach vielleicht der Tüde ihn umgebender Freunde zum Opfer gefallen, der Gemahl in der Fremde gefangen, wahrscheinlich auch tot, und sie und Heinrich allein — kämpfend mit der immer selbstbewußter auftretenden Stadt und den sie immer mehr bedrückenden Rautenrittern; wie Bismarck legte sie sich alles auf die Seele der fürstlichen Frau. Fester umfaßten ihre Hände den Rosenkranz, immer richteten sich die Blicke auf das Bild des gekreuzigten Hellsamers, stehend wurde ihr Gebet um Geduld und Kraft, Mut und Hoffnung. Sie hatte fast alles um sich herum vergessen, sie sah nicht, wie Gesina und Katharina, die ihr zur Seite saßen, sich erhoben, sie sah nicht, daß Heinrich zu ihr trat. Erst als er seine Hand auf ihr mit einem langen, weißen Schleier bedecktes Haupt legte und mit milder Stimme: „Küster“ sagte, blühte sie auf.

„Küster, Küster, sei stark und getroßt, komm zum letzten Abschied von Johann.“

Tunh das Seitenstück, durch die lautlos zurückweichende Menge in der Kirche führte der hochgewachsene Jüngling seine Mutter zu der kleinen Seitenkapelle, in der der Sarg noch einen Augenblick stand, ehe die Wände ihn hinuntertragen und Grast. Da kniete sie noch einmal nieder, legte die schmerzende Stirn auf das harte Holz und betete ein stilles Vaterunser für die Seele des Dahingegangenen. Dann erhob sie sich und schloß sich schwer auf Heinrichs Arm, während die Wände den Sarg aufhoben und hinuntertrugen, um ihn zur Seite des Gewölbens, Johann des Trübigen, zu betten.

Da fiel ihr Blick plötzlich auf ein Heiligenbild, welches die Kapelle schmückte, auf jenes Marienbild mit der Straßentanne, das Fürst Heinrich gestiftet war seiner Fahrt in das heilige Land, und mit einem Male hatte die Fürstin sich selbst wiedergefunden. Obgleich ihr Mutterherz blutige Tränen weinte um Hartwig und Johann, ihr Frauenherz um des Gemahls ungewisses Geschick — dieses Bild jenseits jene Tage des Abschieds von ihrer Seele, wo sie versprochen hatte, nicht heimzukehren und verzagt zu sein. Sie war eine gebeugte, geprüfte Frau und Mutter, sie war aber auch eine deutsche Fürstin und als solche sich ihrer Pflichten bewußt. Das brennende Bedürfniß der den Milden der Menschen mit dem Schleier verhüllend, legte sie ihre Hand in des Sohnes Arm und schritt, den ehrwürdigen Vater Guardian zur Seite, hinaus aus der Kirche über den Klosterhof, auf dem in langen Reihen die Dienstrüder standen.

Fürst Heinrich übergab mit wenigen Worten dem Vater Guardian noch einmal die Sorge für die teuren Beruhenden, die nun im Schutze des Klosters ruhten, dann öffnete sich die Pforte, um den Zug der Ritter und andere Teilnehmer der Kruzifahrt zu lassen.

Ein häßliches Zellenger war vor Tüderan errichtet worden, denn nach der langen Reise von Bismarck mußte einige Kost gehalten werden, Anstaltszeit hatte man auf ihren besondern Wunsch tief in dem Buchenwald aufgeschlagen, da, wo man schon das nahe Meer rauschen hört, und sein Brausen sich mischt mit dem Klätschen und Rauschen der Buchenkrone. Wenige Schritte nur, und sie konnte am Rande des Waldes das Meer sehen, die Wogen sehen, wie sie, schäumend, sich überfliegend, den heiligen Raum umfluten, sie konnte auswärts blicken in die grünen Baumkronen und sehen, wie der Sonne leuchtender Schein die schlanken, grauen Buchenstämme

vergoldet. Und während sie so, stehend von Katharina und Gesina, am Strande saß, fand ihre Seele das wieder, darum sie in der Abreise zu Tüderan gebetet, Mut und Kraft, Geduld und Hoffnung.

Johann von Gadebusch war mit seinen Begleitern gleich nach der Totenfeier wieder abgezogen, nun rüstete auch Heinrich zur Abreise, während die Fürstin Anstaltszeit unter dem sicheren Schutze ihrer Ritter erst nach einigen Tagen folgen wollte.

Es galt wieder eine lange Trennung von dem einzigen Sohne, denn Erfurt war weit, und Heinrich wollte durch die Mark Brandenburg seinen Weg nehmen, um mit dem Markgrafen Otto ein Bündnis zu schließen. Seine Ritter und Getreuen zogen auf verschiedenen Wegen vorläufig heim, um sich auf dem Wege über Brandenburg nach Erfurt später dem Fürsten anzuschließen.

So ritt Heinrich nur von Hartwig Meyer begleitet, auf der Landstraße, welche von Tüderan nach Bismarck führt. Zwei Tagereisen lagen schon hinter ihnen, die Rüste hatten sie auf Dürren medienburgischer Ritter gewartet. Heute noch mußten sie die Burg Bismarck erreichen.

Aber noch waren die Thore der Burg und der Stadt nicht zu sehen, als Heinrich einen Ruf des Stammes anhörte und sein Pferd anhalt. Auf der Straße, die sich nun längs hoher Felsen- und Roggenfelder hinzog, kam eine gebückte Frauengestalt den Reitern entgegen. Heinrichs scharfes Auge erkannte die alte Dienerin seiner Mutter, Wiebke. Ihr Alter war der Grund, weshalb die getreue Frau die Herrin nicht hatte nach Tüderan begleiten können. Oft schmerzten die Glieder, und die Füße versagten den Dienst. Schwere Sorgen hatte Wiebke die Bedienung der geliebten Fürstin in Gesinas Hände gelegt. Aber sobald Anstaltszeit weilt, ließ Wiebke sich ihr altes Vorrecht, der Herrin beim Waschen zu helfen, ihr den Schleier zu ordnen, nicht nehmen. Weiß sah sie dann in ihrem kleinen Gemach, das dem der Fürstin nicht gar entfernt war, und sprach Welle und kann über das traurige Geschick der Herrin nach.

Was teile die Weisheit heut allein hinaus auf die Landstraße? Heinrich sprang vom Pferde und rief der Alten die Hand: „Was tröst dich aus dem Schutze der Burg auf die Landstraße, Wiebke?“

„Junter Heinrich — ich wechte kommen. Es gilt den Herzoglichen Herrn Mutter, meiner Herrin. Seht, so lange Jahre wartet sie auf Kunde vom Gemahl. Soll nun ein Betrüger hier einziehen, wollen wir einen falschen Herrn empfangen? Schon ist die Kunde bis hierher gedrungen: „Herr Heinrich kommt gerad.“ Aber, Junter Heinrich, Herr Heinrich ist's nicht, ein Betrüger ist's, ein Lügner.“

Dann, sich überall umschauend, ob auch jemand sie belauschte, flüsterte sie eindringlich: „Junter Heinrich — ich habe, als die Burg jezt bei Herrn Johanns Reichsfürst so still war, in der Stadt gelauscht. Man will Euch lohnen und Eure Mutter, der Heinrich, der heranzieht, ist gebunden von Euren Feinden.“

„Hör' Hartwig,“ rief Heinrich, „hör, weich ein ungeheurer Frevel.“

„Junter Heinrich, ich weiß noch mehr. An der Bismarcker Wälle wollen sie sich treffen, der fremde Mann, der sich für Heinrich ausgibt, und die, die ihm anhängen. Fortschin eilt, Junter, es gilt den Frieren der Fürstin Anstaltszeit — und noch eins, Junter Heinrich — haltet gleich Bericht über die Hofwächter.“

Die Weisheit wandte sich erschöpft zum Gehen. Heinrich wollte sie auch Pferd heben und so zurücksteigen, aber die Alte wehrte ab.

„Um Gott, Junter — dann würde alles verraten sein. Ihr beide habt gute Waffen und seid genug, einen falschen Heinrich zu entlarven, eilt Euch, daß Ihr zur Bismarcker Wälle kommt,“ damit Ihr den anderen Herrn Heinrich

nach allein findet. Ich gehe langsam gen Bismarck heim — sage, wie ich alle diese Tage den Kreuzrittern sagte, daß ich auf die Rückkehr meiner Fürstin warte. O — ich weiß, sie weinet in Bismarck, ich sei schon schwach im Kopfe.“ — sie lachte leise — „gerade darum waren sie so wenig wichtig, mich hören zu lassen, was man im Schilde führt.“

„Der führt es im Schilde?“ fragte Heinrich bestig. „Um Gott, Herr Heinrich, fast möchte ich's nicht sagen, nur ein sag ich Euch, der Oheim Johann von Gadebusch, der weiß darum.“

Heinrich schüttelte den Kopf. Er wußte es wohl, Johann von Gadebusch war nicht beliebt, und er wußte auch, daß nur gewungen der Oheim damals eingewilligt hatte, als Anstaltszeit ihre Ehen mündig erklärte und zur Mitregierung berief im Sinne des fernem Gemahls. Aber einem falschen Heinrich die Wege ebnen? Nein, das konnte er nicht. Wiebke liebt Johann von Gadebusch nicht, sie sah zu schwarz — aber daß ihre Warnung richtig sei, das sah Heinrich ein, und deshalb schlang er nach kurzer Rast in einem Dorfe den Weg zur Stepenitz ein, während Wiebke langsam zur Burg zurückschritt und täglich einige Zeit außerhalb der Wälle an der Landstraße saß, bis sie nach kurzer Zeit eines Abends den Zug ersahnte, der die geliebte Fürstin aus Tüderan zurückführte.

Am allen Seiten waren Fürsten und Ritter zum Kampfsitze in Erfurt zusammengekömmt. Turniere, Fechtbewerbe und Turnspiel gab es für die eitleste Jugend. Auch Junter Heinrich von Westenburg mit seinen Ritters, seine Weibern aus Hof und Pörsch und Graf Helmut von Schwert waren eingetroffen und hatten ihre Quartiere in der Stadt bezogen. Es wurde Heinrich, dem nordischen kräftigen Fürsten, nicht schwer, die meisten seiner Turnier-Gegner aus dem Sattel zu heben. Aber trotz seiner Siege, trotz der Erfolge blieb sein Rathig ernst, sein stolzer Blick kalt. Er konnte die Schwach nicht verzeihen, die ihm und seinem Hause von der Bismarcker Wälle gebauet hatte, und ebenso wenig das jämmerliche Gerücht, welches er nach Ueberführung der Leibeländer gehalten hatte.

In den Kluten der Stepenitz hatte der Betrüger selbst, gleich dem Wille, der sein Haus zu jedem Betrüge hergegeben, seinen Tod gefunden. Und was den jungen Fürsten nachträglich betäubt hatte, das war, daß er auf seinem Zwanzige von der Wälle seinen Oheim Johann von Gadebusch begegnet war. Einen Jagdtag galt's, sagte Johann, und Hartwig Meyer meinte trocken: „Ihr werdet in der Wälle niemals finden — fragt in der Stepenitz nach.“ Da war Johann ganz bleich geworden.

Und noch mehr marterte Heinrichs Sinn. In Erfurt sollte er dem Hofmeister des deutschen Ordenshauses in Alton gegenübertreten, Burkard von Schwanden. Der Hofmeister hatte dem Turnier und der Heerlichkeit beigewohnt, bei welcher Landgraf Albrecht von Thüringen den jungen nordischen Fürsten und Ritterknechten den Willkürtag erteilt hatte.

„Sagt mir doch, Ritter Hubert, wer dieser junge königliche Mann ist, der dort stehen in die Reihen der Ritter tritt,“ wandte sich Burkard von Schwanden an einen der thüringischen Edlen, die ihm zum Ehrendienste beigegeben waren.

„Ich, der dort drüben in dem blau-goldenen, wegzunehnten Gewande mit dem Schilde, der Krone und Hülfelohr zeigt, der mit den schubblauen, alles später burggräflichen Wälden und der hohen thüringischen Eiten — meint Ihr den, edler Herr?“

„Ja, den meine ich,“ sagte Burkard von Schwanden. „Das ist der junge Löwe von Westenburg, Herr Heinrich,“ gab Hubert von Stoffelberg zur Antwort.

Burkards edles Gesicht erlebte sich. „Er ist Heinrich des Pilgers Sohn — eine Ahnung

sagte er mir. — Ritter Hubert, halt die Wälle, mir jungen Ritter heute abend noch zusprechen. Ich möchte ihn allein sprechen.“

Der frühe Dezemberabend war angebrochen. In dem neu von Felsen und Bergen erleuchteten Gemach Burkard von Schwanden und wartete auf den Fürst Heinrich von Westenburg. Fast achtzehn Jahre waren vergangen, seit Heinrich der Pilger im deutschen Ordenshaus gefesselt hatte, achtzehn Jahre waren die Knechts in seinen Händen. Nun wollte er sie zurücklegen in die Hände des Sohnes des Gefangenen, zu dessen Erlös er wirklich keine Aussicht sah. Die schwere Eisenkette öffnete sich, Schritte kamen näher, Heinrich von Westenburg stand Burkard gegenüber.

„Ihr befehlt, Ritter Burkard von Schwanden,“ sagte der junge Fürst und blühte den älteren Mann an und sicher an.

„Seht Euch an meine Seite, Fürst Heinrich von Westenburg,“ — und als dieser der Aufforderung gefolgt war: „Seht, so sah vor siebzehn Jahren Euer Vater im Ordenshaus zu Alton neben mir. O, damals sagten wir Christen noch manche Hoffnung, mancher Mühe, hochliegende Plan wurde ausgeführt, um uns das heilige Land zu retten — umsonst — umsonst. Schwach ist heute nur unser Ackerhand, bis auf einen kleinen Teil von Alton haben wir alles an die Ungläubigen verloren. Ich sehe in Eurer Garen Vater noch vor mir, auch er trug sich, war gleich die Menge vom Kreuzzug zurückgetreten, mit großen Hoffnungen für die Zukunft. Die Schätze, die er aufhäufte, ließ er in des Ordenshauses Schatz, denn er rüstete sich ja, als Pilger mit dem Eide, nicht als Kreuzritter mit dem Schwert und Schilde zu ziehen. Nun steht, alle Verhandlungen, den deutschen Fürsten aus der Gewalt des Sultans zu lösen, prollen ab an der Hand dieses räuberischen Fürsten. Selbst hoher Preis kostt ihm nicht. Tod — das weiß Ihr ja. Wenn ich Euch heute herbei zu mir, Fürst Heinrich, so geschick es, um Euch jene Kleinodien wieder zurückzugeben, Seht, ob Ihr sie wiedererkennt.“

Er zog einen schönen mit Eisenketten beschnittenen Kasten heran und schloß ihn auf, nahm die Gegenstände heraus und legte sie in das Bereich der über dem Tisch leuchtenden Wachskerze vor Heinrich hin.

Der junge Fürst legte die Hand über die Augen, es war fast, als ob Tränen seinen Blick verbunkeln wollten, aber er bezwang sich und sagte fest, wenn auch mit leiser unflorter Stimme: „Ich war ein Knabe, als der Vater Abschied nahm, aber ich entsinne mich seiner genau. Und wenn er heute mir gegenüber träte, ich würde ihn wiedererkennen. Wie vergesse ich den Blick, mit dem er schwebend die Mutter, und Kinder vor hohen Hof — am Portal des Klosters der Baumönche zu Bismarck noch einmal grüßte. Junter, in allen diesen schweren Jahren, besonders aber, seit die Mutter und zur Mitregentschaft verließ, steht dieser letzte Abschied des Vaters vor mir. Er schien zu sagen: Steht fest, seid tüchtig und brav, betet für mich.“

Dann zog Heinrich den Handschuh ab und betrachtete die Schätze, die goldenen Fessel, die beiden schweren Silbergürtel, deren Schließen den gekrönten Hülfelohr des medienburgischen Wappens zeigten, zwei silberne Krannen und einen goldenen Hecker, der kunstvoll aus vier einzelnen Teilen zusammengefügt wurde.

„Des goldenen Heckers kann ich mich wohl entsinnen,“ sprach er zu Burkard, denn er erregte oft die Bewunderung des Knaben, die Gürtel gelaunt das Bismarcker Wappen als meines Vaters Eigentum, die goldene Fessel glaube ich einst am Gewande der Mutter gesehen zu haben, von den Krannen weiß ich nichts.“

Er hatte die Sachen sorgfältig in dem Kasten zurückgelegt.

[Fortsetzung folgt.]